



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 233.

Donnerstag, 6. Oktober

1927.

(32. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Kreuer.

An dem seiner Ankunft folgenden Nachmittag nahm er mit mir den Tec auf dem Dachgarten des Eden-Hotels. Am Nebentisch saß eine junge Dame, die zwar blond war, sonst aber mit mir nicht nur in der Figur, sondern selbst im Schnitt des Gesichts überraschende Ähnlichkeit aufwies.

Sie dir diese Dame genau an, Inez, sagte er und merke dir ihren Namen: Christa Barell! Traust du dir mit Hilfe einer blonden Perücke und gleicher Kleidung zu, sie so vollendet zu kopieren, daß selbst ihre nächsten Verwandten euch miteinander verwechseln müßten!

Selbstverständlich! versetzte ich lachend. Andernfalls wäre ich ja eine schlechte Schauspielerin!

Er nickte befriedigt.

Nun, so bereite alles vor, die Rolle dieser Christa Barell in einigen Tagen zu spielen.

Ich nahm an, es handle sich um einen harmlos-lustigen Verwechslungsscherz, doch schon achtundvierzig Stunden später — er holte mich nach Beendigung der Vorstellung vom Theater ab, und wir öfneten zur Nacht in einer kleinen verschwiegene Weinstube — weihte er mich in folgenden Plan ein: Jene Christa Barell sei die Verlobte des Botchaftsrats Jenner von Traß, der in zwei Tagen eine Dienstreise nach Süddeutschland antreten müsse. Während seiner Abwesenheit würde Fräulein Barell durch ein Telegramm von Berlin fortgelockt und ferngehalten werden, ohne daß sie eine Möglichkeit fände, sich mit ihrem Verlobten für eine Reihe von Tagen in Verbindung zu setzen. Ich aber sollte während der Abwesenheit in ihrer Maste die Wohnung des Botchaftsrats aufsuchen, den Diener Michael durch einen Vorwand entfernen und seine Abwesenheit benutzen, um mittels Nachschlüssel aus einem mir genau skizzierten Geheimfach des Schreibtisches im Arbeitszimmer ein Aktenstück an mich zu nehmen und es John Sherwood zu bringen. Bevor ich ginge, sollte ich einen Brief zurücklassen, den John Sherwood mir geben würde. Er enthielt in der täuschend gefälschten Handschrift Fräulein Barells deren Abschied und ein Eingeständnis ihres begangenen Diebstahls und würde im übrigen den Botchaftsrat veranlassen, seine Braut zu schonen und über das von ihr verübte Verbrechen zu schweigen. Nach John Sherwoods Berechnung warte es eine Woche dauern, bis das Brautpaar einander wieder begegnete und sich der wahre Zusammenhang, wenigstens in seinen entscheidenden Teilen, herausstellte.

Soweit der Plan, der mir in jener kleinen Weinstube mit aller Genauigkeit enthüllt wurde.

Erzellenz können sich wohl mein Entsetzen denken, als ich erkennen mußte, daß mein Wohltäter und Mäzen, dem ich bis dahin hätte die Hände küssen mögen, ein skrupelloser Verbrecher war. Im übrigen gab er sich über meine Willfährigkeit falschen Illusionen hin. Denn ich weigerte mich mit aller Entschiedenheit, die mir zugedachte Rolle zu übernehmen. Da klärte mich John Sherwood über die wahre Bedeutung jener Unterschriften auf, die ich ihm wiederholt auf sein Verlangen gegeben: ich hatte ahnungslos und unwissend eine Kette

von Urkunden- und Wechselfälschungen begangen, auf denen langjährige Zuchthausstrafe stand! Er schloß:

Unterkenntnis des Gesetzes schützt dich nicht vor Strafe. Niemand wird dir glauben, daß du aus Unachtsamkeit und Dankbarkeit gehandelt. Eine Anzahl deiner Unterschriften befindet sich noch in meinen Händen. Wegerst du dich, die Rolle der Christa Barell zu übernehmen und durchzuführen, so liefere ich dem Gericht die gefälschten Papiere aus und versetze sie mit Kommentaren, die dich unweigerlich ins Zuchthaus bringen. Also ich lasse dir bis morgen mittag Zeit, dich zu entscheiden.

Brauche ich zu erwähnen, Erzellenz, welche Entscheidung ich nach einer Nacht zerrüttender Seelenkämpfe traf? Ich war jung. Ich stand erst am eigentlichen Beginn meiner künstlerischen Tätigkeit, der ich mit Leib und Seele verfallen bin. Ich empfand panisches Entsetzen davor, die Bühne des Estorial-Theaters mit der Zelle des Zuchthaus zu vertauschen. So beugte ich mich der Brutalität eines Zwanges, dem ich nichts entgegenzusetzen vermochte als Tränen und zweifelhafte flehentliche Bitten. Ich habe die Rolle Fräulein Barells gespielt — so vollendet gespielt, daß dadurch um Haaresbreite unübersehbare Katastrophen heraufbeschworen worden wären.

Und doch hätte trotz meiner Mitwirkung John Sherwood sein Ziel vielleicht nicht erreicht, würde er nicht jede Einzelheit und jede Entwicklungsmöglichkeit dieses Verbrechens mit einfach unerhörter Kaltblütigkeit vorausberechnet haben.

Durch einen früheren Diener des Botchaftsrats, den dieser kurz vorher wegen Unehrlichkeit entlassen hatte, er von dem Geheimfach und dem Vorhandensein der Akten erfahren, zu deren Beschaffung er von Amerika aus nebst allen erforderlichen Informationen direkten Auftrag besaß. Sein Helfershelfer, der spurlos verschwunden ist, arbeitete ihm glänzend in die Hände: Wochenlang studierte er die Lebensgewohnheiten des Botchaftsrats wie Ihre eigenen, Erzellenz. Stellte John Kerridges Berliner Aufenthalt fest. Beschaffte auf dessen Namen lautende gefälschte Pässe und Ausweise. Sandte von Süddeutschland aus das Telegramm, das Fräulein Barells hastige Abreise von Berlin veranlaßte. Belauschte im „Reichsklub“ vom Nebenzimmer aus das Gespräch zwischen Ihnen, Erzellenz, und Herrn von Traß. Gestützt auf den festen Grund solcher fadenlosen Unterlagen konnte John Sherwood nun mit kalter Überlegung das tolle Spiel wagen, in der Maske des berühmten Detektivs John Kerridge aufzutreten und jenen grandiosen Bluff durchzuführen, der mich heute nicht mehr in Erstaunen setzt, seit ich weiß, daß sein Regisseur den wahren Namen McCormick trug.

Vielleicht vergaß ich, dieser oder jener Einzelheit Erwähnung zu tun. In großen Zügen aber umriß das, was ich hier schrieb, die Vorgeschichte des Akten-diebstahls und meine unselige Mitwirkung daran. Inwieweit mich der Zufall gegen jedes Wollen und jede Erwartung dann noch viel enger mit ihr verquickte, das wissen Sie seit unserer gestrigen Unterredung im Regent-Hotel.

Ich bin am Ende meiner Beichte angelangt. Denn alles, was diese letzte Woche mir an innerem Erleben brachte, bleibe hier unerwähnt. Das muß ich mit mir selbst draußen in der Fremde auskämpfen. Ich werde lange Jahre an Zeit dazu gebrauchen, doch ich werde ja auch lange Jahre an Zeit dafür zur Verfügung haben.

Wie ich eingangs schrieb: Wenn Sie diesen Brief in Händen halten, trägt mich der Zug schon fort von Berlin.

Die allerletzten Unklarheiten aufzuhellen, wird Fräulein Barell berufen sein. Nicht deshalb also, schrieb ich, sondern weil ich erzwungen begangenes Unrecht wieder aus der Welt schaffen und nicht mit einer Lüge von Ihnen scheiden möchte, Excellenz, dessen abgeklärte Güte und menschliches Verstehen seit dem Tode meiner Eltern mein tiefstes seelisches Erlebnis geworden ist.

Verzeihen Sie mir und bitten Sie auch Herrn von Traß wie dessen Braut, mir nicht zu zürnen.

Und wenn ich an Sie zurückdenken dürfte als an einen Mann, der mir ungeachtet alles Geschehenen doch noch ein geringes Wohlwollen bewahrt, dann bleibe ich stets in tiefster Dankbarkeit Ihre Jnez Rionn.

XIII.

Zuerst langsam und etwas erstaunt, dann mit rapide steigender Anteilnahme und schließlich in atemverhaltener Spannung hatte der Unterstaatssekretär den Abschiedsbrief der Jnez Rionn gelesen.

Nun ließ er die Blätter auf die Schreibtischplatte sinken.

„Herrgott!“ murmelte er.

Und in diesem einen einzigen Wort konzentrierte sich all sein Denken:

Herrgott im Himmel — welche Geständnisse! Welch ein Labyrinth von strafwürdigen Taten, dunklen Schicksalen, raffinierten Verschlagenheiten, unerhörten Intriguen und verhängnisvollen Mißverständnissen!

Dabei über allem doch eine erlösende, prächtige, nie mehr erhoffte Tatsache:

Christa Barell war unschuldig!

Diese Gewißheit kam so jäh, daß man sie sich wiederholen mußte, um wirklich an sie zu glauben:

Christa Barell war unschuldig! War völlig unschuldig! Besaß auch nicht die allergeringste Beziehung zu den Geschehnissen der letzten vier Tage!

Und da hatte man schon mit dem Gedanken gespielt, Stedbriefe hinter ihr herzujaugen — da hätte neulich nachts um ein Haar ihr Verlobter sich eine Kugel in die Schläfe gejagt — da stand ihr lebenswürdiges Verlöbtes tagelang im Brennpunkte politischer Intrigen und verbrecherischer Schachzüge!

Sie aber ahnte nichts davon, sondern . . .

Ja — was?

Wo befand sie sich eigentlich? Wodurch hatte man sie von Berlin fortgelockt?

Jnez Rionns Brief enthielt nichts darüber.

Doch das war schließlich Sache des Botschaftsrats.

Überhaupt — der Traß mußte sofort den Zusammenhang erfahren! Zwar trat er erst morgen seinen Dienst wieder an. Doch wenn man ihn jetzt telephonisch anrief und ihm mitteilte, daß seine Braut . . .

Der alte Herr streckte schon die Hand aus, um den Fernsprechkörner vom Tischapparat zu heben, da veranlagte ihn ein Geräusch, den Kopf zu wenden:

Im Türrahmen stand — stand . . . Nein — es war lächerliche Halluzination!

Und doch:

Da stand ja Christa Barell!

In zart resedagrünem Kostüm. Unter dem Rand der gleichfarbenen kleinen Toque stiehl sich an der linken Stirnseite eine silberblonde Locke hervor. Etwas wie Unsicherheit in den großen, graugrünen Augen. Sonst aber, wie der alte Herr sie stets gekannt: grazil, pagenhaft schlank, von vollendeter Harmonie der Erscheinung, behutsam pastellierte Farben über dem Pfirsichhauch des vornehm schmalen Wangenovals.

So schloß sie leise die Tür hinter sich und verließte wie eingeschüchtert von den fassungslos ihr entgegenstarrenden Augen:

„Guten Tag, Excellenz. Ist es sehr schlimm, daß ich mich nicht erst melden ließ, sondern gleich 'elbst kam? Zweimal hatte ich auch angelockt, aber es meldete sich niemand. Da machte ich eben die Türe auf und . . .“

„— und nun bist du da!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Chinatown von San Francisco.

Von M. P. English.

Heimatsgefühl, Hilfsbedürftigkeit und Rassebewußtsein ließ sich die während des großen Goldrauschs 1849 nach San Francisco gekommenen Chinesen in einem eigenen Viertel zusammenschließen, das einem freiwilligen, mongolischen Ghetto gleicht. Chinatown von San Francisco ist das volkreichste Chinesenviertel des nordamerikanischen Kontinents und bietet tausend Beispiele für die Anpassungsfähigkeit des Chinesen an rein äußerliche amerikanische Kulturverhältnisse, während er seine wahre Eigenart allen Einflüssen gegenüber zu behaupten versteht.

Nach dem ursprünglichen Bauplan sollten das Viertel nur schlichte, einstöckige Häuschen schmücken, die in Farbe und Form streng an heimatische Vorbilder gemahnten. Dieses geschlossene Bild mußte aber aus Raumgründen geändert werden. Nirgends sonst in Nordamerika haufen nämlich so viel Menschen auf engstem Raum zusammen, wie dies in Chinatown der Fall ist. Die natürliche Folge hiervon war, daß man an den Behausungen Ergänzungen und Zusätze vornehmen mußte. Diese wurden aber so ungeachtet ausgeführt, daß der ehemals einheitliche Eindruck vollkommen verschwand und man über eine verwirrende Anzahl von Terrassen, Wetterdächern und Schwalbennestern gleichenden Balkonen blickt.

Betritt man eines der engen Gäßchen, so fallen einem sofort die tiefen Keller auf, aus denen etelhafte Dünste aufsteigen und auf deren Treppentritten Heere von Ratten ein unbehelligtes Dasein führen. In diesen Kellern wohnt, zwanzig Fuß tief unter der Erde, das mongolische Proletariat; in ihnen sind aber auch viele der berühmtesten Opiumhöhlen. Auf einer vierfachen Etagenreihe hölzerner Treppen liegen die Menschen, Opium rauchend, schlafend und träumend.

Das Straßen- und Geschäftsleben Chinatowns ist sehr lebhaft und eigenartig. Überall sieht man die bis auf die Straße ausgebreiteten Stände der Tee- und Seidenhändler, die es mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit verstehen, den lauslittigen Fremden übers Ohr zu hauen. Am Stand des Barbiers vorbei, der Kopf und — Beine, ein Zeichen besonderer Gigerltums, rasert, kommt man zu einer der bedeutungsvollsten Gestalten des chinesischen öffentlichen Lebens. Umgeben von Kunden und Rühmgeängern host am Markstand der Briefschreiber, der zugleich als Anwalt, Akzidenzdrucker und Musterzeichner fungiert. Neben dem Schreiber sitzt der Wahrsager und Händelsalber, Zauberformeln aus blaßblauen Bänden herlehnend. Der Holzschnitzer, der zugleich Tischler ist, ist der Dritte im Bunde der Klugen. Er muß hundert Sombole und tausend konventionelle Formen kennen, um als Meister seiner Kunst zu gelten. Die Chinesen beschränkt ihre Tätigkeit nicht allein auf das gemeinsame Wohnviertel. Sie verrichtet in San Francisco zum großen Teil als „Mädchen für alles“ die häuslichen Arbeiten und spielt als Köchin und Kinderfrau eine große Rolle.

Da die Chinesen San Franciscos außer getrocknetem Geflügel, gedörrten Fischen und in feuchter Erde aufgehobenen Enteneiern fast nur Schweinefleisch essen, und zwar nur diejenigen Teile, die der Amerikaner verschmäht, so kaufen sie das Vorkontier auf und kontrollieren den Markt der Stadt und der näheren Umgebung; jedes Pfund Schweinefleisch muß aus Chinatown bezogen werden.

In den besten, hellsten Häusern sind die Restaurants untergebracht. Blumen und Blattpflanzen zieren die Balkone, und von den Fenstern und Dächern hängen bunte Laternen hernieder. Im untersten Stockwerk befindet sich die Küche, und je höher man hinaufsteigt, desto feiner und teurer werden die Speisen. Aus kunstvoll geschnitztem Ebenholz bestehen die Möbel und aus Ebenholz sind auch die Stühle gefertigt, mit denen man hier ausschließlich isst. Ein Menü in einem der oberen Stockwerke setzt sich ungefähr folgendermaßen zusammen: Zuerst wird eine Schüssel landierter Erdnüsse und Obststücken aufgetragen; dann folgen mit gebackenen Rüben gefüllte Bistuits. Ragout von Rindfleisch, jungen Bambustrieben, Kartoffeln und Porbeerbblättern wird von einem anderen Ragout von Suhn, Champignons und gekochten Zwiebeln, dieses von einem

Gericht aus Enten, gekochten Fischen und Felsenmoos ab-
gelöst. Enten, Hühner und Fische sind mit Haut und Knochen
oder Gräten klein gehackt. Zum Fisch wird ein wunder-
liches Gemisch von getrockneten Früchten, Gewürz, Essig und
Pfeffer genossen. Zu allen Gängen, die nur in kleinsten
Portionen in kleinen Schalen serviert werden, gibt es viel
Tee, süßen, chinesischen Wein aus fingerhutgroßen Gläsern
und Reisschnaps, der aus Teekannen in kleine Becher ge-
gossen wird.

Am Nachmittag öffnen die chinesischen Theater, deren
San Francisco mehrere besitzt, ihre Pforten. Das Drama
des Reichs der Mitte besitzt drei Heroen: Tin, den Be-
gründer des Lust-, Tau, den Schöpfer des Trauerspiels, und
Tschong, den Erfinder des musikalischen und akrobatischen
Teils ihrer Aufführungen. Jedes Jahr findet in der China-
town von San Francisco das drei Tage währende Fest
dieses dichterischen und künstlerischen Triumvirats statt.
Jedes Stück soll einen Teil der Geschichte Chinas darstellen,
daher das häufige Erscheinen des Kaisers und seines Hofes
sowie die beständigen Kämpfe kaiserlicher Truppen mit
barbarischen und ausländischen Völkern. Für den
Chinesen gibt es keine Geschichte außer der seines Landes,
und sein Leben außerhalb des asiatischen Reiches. Mit der
Zeit haben sich sieben verschiedene dramatische Gattungen
herausgebildet: das eigentliche historische Schauspiel oder
die Tragödie, das Lust-, das platonische Liebes-, das Hof-,
das Ritter-, das Verfolgungsspiel und das Stück, in welchem
das Verdienst belohnt wird. Es gibt keine Bühne, die mit
konventionellen Formen so überladen und in wunderlichen
Verkümmerlichkeiten so erstickt ist, wie die chinesische. Die
Kostüme der Darsteller sind der frühesten Zeit der Geschichte
des Himmels Reiches entnommen, das Gebärdenspiel ist
nicht freier Ausdruck der Empfindung, sondern nach strenger
Tradition einstudiert. Obwohl Kulissen nicht vorhanden
sind und die ganzen Requisiten aus einigen Fischen, Stühlen
und bemalten Stoffstreifen bestehen, so werden doch die ver-
schiedenartigsten Stücke aufgeführt. Szenenwechsel, die mit
diesen primitiven Mitteln nicht herbeizuführen sind, muß
sich die Einbildungskraft des Zuschauers selbst denken.
Immerhin wird ein Szenenwechsel angekündigt. Soll es
aus einem Zimmer in ein anderes gehen, so zeigt man dies
pantomimisch, indem man über eine nur in der Phantasie
vorhandene Türschwelle stolpert; erstreckt sich die Verwand-
lung über die ganze Bühne, so marschiert das gesamte
Künstlerpersonal dreimal rasch um dieselbe herum. Nicht
einmal ein Vorhang ist vorhanden. Die Kostüme dagegen
sind prachtvoll und kostbar und mit viel Schmutz behangen.
Schauspieler waren bisher nur Männer; erst seit einigen
Jahren treten auch Schauspielerinnen auf, die dann auf dem
Theaterzettel als „wirkliche“ Frauen besonders vermerkt
werden.

Über die Chinatown San Franciscos wie über die
Chinesenviertel der anderen Großstädte Nordamerikas üben
sechs Gesellschaften, die in China sowohl wie in den Ver-
einigten Staaten ihren Sitz haben, eine despotische Herr-
schaft aus. Sie kontrollieren das gesamte Einwanderungs-
wesen, schicken Reisefakten vor, sorgen für das Unterkommen
ihrer Schutzbefohlenen und treiben dafür von diesen eine
Steuer ein. Sie bilden einen Staat im Staate und realen
mit unerbittlicher Strenge über ihre Landsleute. Die
Rechtspflege der amerikanischen Gerichte wird, sobald
Chinesen in Betracht kommen, durch den Terrorismus der
Gesellschaften häufig gehemmt oder ganz unterbunden.
Gegen ihren Willen wird kein Chinese es wagen, als Zeuge
aufzutreten, wie der Chinese amerikanischen Gesehen gegen-
über überhaupt nur so weit gehorcht, als er sie nicht um-
gehen kann.

Die Parabel von dem Hund, der um Vergebung bat.

Von Max Havel.

Ich besuchte einen Mann, der einen Hund besitzt, welcher
Kollo genannt wird. Kollo ist ein hübscher Boxterrier von
grober Güte und Sanftmut und insbesondere von einer
Menschenfreundlichkeit, die selbst unter Hunden selten ist.
Das will was heißen! Jeder Gast, der ins Zimmer tritt, ist
Kollos erklärter Liebling, er springt an jedem Gästling
empor und scheint nur einen Wunsch zu haben: jedem einen
Kuß zu geben! Und wenn auch nur einen einzigen! Kollos
dunkle, kluge, gütige Augen glänzen zu den Menschen-
gesichtern hinauf — und dann hebt sich das Körperchen, und
die Vorderpfoten lehnen sich an den Gast, und der Hund
möchte gern etwas Liebes sagen, aber er kann es nicht. Die
Sprachorgane des Hundes sind ja nur die Augen, das Gebell
und die bewegliche Rute. Aber die feinsten und tiefsten
Worte sprechen immer nur die stummen Augen.

Als ich dem Manne Kollos große Vorzüge pries, sagte
er folgendes: „Dieser Hund hat auch die Eigenschaft, um

Vergebung zu bitten, wenn man ihm auf die Behen tritt!
Ja, wenn man ihm aus Versehen auf die Behen tritt oder
sonst weh tut, so daß er aufschreit vor Schmerz, dann kommt
er nach einer Weile schon und bittet recht sehr um Ver-
gebung. Ja, dann bittet er, kaum daß der Schmerz vorüber
ist, daß man ihm wieder auf sein möge, als ob es
seine Schuld gewesen wäre, daß ihm das passierte, und er
eben nur aus Dummheit im Wege gestanden sei!“

Als mir der Mann diesen interessanten Beitrag zur
Psyche des Hundes Kollo geliefert hatte — und es sollen
alle guten Hunde so geartet sein wie Kollo — da fielen seine
Worte tief in den Grund meiner Seele. Denn diese Worte
waren danach.

Und ich hob sie in den Geist und sann ihnen lange nach.
Und während ich mit dem Manne anderes sprach, überdachte
ich noch immer den Sinn dieser Worte.

Der Hund bittet um Vergebung, wenn ihm das Schicksal
einen Schmerz bereitet. Er fühlt sich schuldig. Auch wenn
er es gar nicht ist. Er nimmt die Schuld auf sich, als ob
er an eine unerkennbare Gerechtigkeit glaubte, die ohne
Fehl ist. Er winselt nicht lange — er geht zum Herrn und
bittet um Vergebung und will alles wieder so haben wie es
zuvor war. Er trägt nichts vor und trägt nichts nach. Er
ist vollkommen an Demut und Güte. Ja, er ist weise, dieser
Hund. Weise über viele Weisheit des Menschen.

Denn was tut der Mensch, wenn ihm das Schicksal
Schmerz gereicht bereitet? Er schreit auf und flagt an und
will es nicht vergeben. Und was tut der Mensch, wenn ihm
das Schicksal Schmerz ungerecht bereitet? O, dann schreit
er noch heftiger auf und will nicht vergeben und sucht
Sühne — und sei es durch Mord und Tod.

Der Mensch, dieser unguete, unkluge, demütlose Narr, der
sich selber quält und die andern!

Welt u. Wissen

Die Kunst, vieles zugleich zu tun — ein alter
Rekord. Von Cäsar berichten seine Biographen, daß er zu-
gleich imstande war, einen Brief zu diktieren und ein Ge-
spräch zu führen. Diese bemundete Leistung des Genies
wird aber weit übertroffen durch das, was moderne Artisten
leisten. Wie schwierig es ist, zwei Dinge auf einmal zu tun,
das haben wir als Kinder erlebt, wenn wir versuchten, auf
dem rechten Bein zu stehen und dabei gleichzeitig mit der
rechten Hand einen Linkskreis und mit dem linken Bein
einen Rechtskreis zu schlagen. Dem Anfänger am Klavier
fällt es besonders schwer, mit der Linken eine Begleitung
und mit der Rechten die Melodie zu spielen. Es gehört
schon eine Begabung dazu, um zwei Dinge zu gleicher Zeit
zu verrichten, und es bedarf dauernder Übungen, um es in
solchen Leistungen zur Vollendung zu bringen. Manche Ar-
tisten haben darin Erstaunliches geleistet. Ein Jongleur,
wie der berühmte Rastelli, führt drei bis vier verschiedene
Jonglierbewegungen und schwierige Balanceakte gleichzeitig
aus. Einen Rekord in dieser Kunst der „Vielseitigkeit“
schlägt aber ein Phänomen, das gegenwärtig auf den
Varieté-Bühnen Europas erscheint und dem Richard Lehmann
in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ eine eingehende
Würdigung widmet. Es ist Thea Alba. Diese blonde Dame
schreibt auf eine berückte Tafel gleichzeitig mit der rechten
Hand einen französischen und mit der linken Hand einen
spanischen Brief, während ihr Mund einen englischen spricht.
Sie schreibt zwei verschiedene Sätze mit je einer Hand, vorn
beginnend, während sie den dritten mit einem im Mund fest-
gehaltenen Schreibstift von hinten beginnt. Dann wieder
nimmt sie in jede Hand zwei Schreibstifte und schreibt so
zweimal zwei Sätze zusammen, nimmt schließlich noch einen
fünften Schreibstift in den Mund und schreibt fünftfach. Sie
läßt sich aus dem Publikum die verschiedensten Sprachen zu-
rufen und schreibt Sätze auf; mindestens 28 Sprachen be-
herrscht sie auf diese Weise. Oft schreibt sie den einen Satz
in der fremden Sprache mit der rechten Hand von rechts nach
links, den zweiten in einer andern Sprache mit der linken
Hand von links nach rechts. Ferner schreibt sie fünf Wörter
gleichzeitig, je zwei mit der rechten und der linken Hand und
eins mit dem Schreibstift im Mund. Dann spielt sie Klavier.
Die Rechte läßt den Bauernwalzer aus dem „Freischütz“,
die Linke „Ach, Du lieber Augustin“ ertönen, während der
Mund „Freut Euch des Lebens“ singt. Endlich läßt sie sich
die Augen verbinden, spielt mit einer Hand Klavier und
schreibt mit der andern, von rückwärts beginnend, einen
Satz auf die Tafel. Bei diesem Phänomen handelt es sich
zweifelslos um einen Grad von Übungsfähigkeit der Geschick-
lichkeit, der weit über das gewöhnliche Maß hinausgeht und
die Psycho-Physiologen bestaunt. Thea Alba sagt selbst,
daß sie durch Zufall auf ihre außergewöhnliche Begabung
gestoßen und durch größte Willensanstrengung und lange
Übung soweit gekommen sei, wie sie heute ist.



Technische Rundschau.

Von Ernst Trebestus.

Die Spülkappe im Braunkohlenbergbau. — Tunnelbohrmaschine mit 500 Bohrern. — Selbsttätige Backöfen für 4000 Brote stündlich.

Die Höhe der Abraumkosten ist für die Wirtschaftlichkeit des Braunkohlenbergbaues, der im Tagebau betrieben wird, von ausschlaggebender Bedeutung. Seit langem verwendet man deshalb die Erdbagger zum Begräumen des über der Kohle lagernden Abraumes und die Selbstentladewagen zum Abtransport des Erdreichs auf die Halde. Die Verteilung der Erdmassen auf den Abraumhalde war freilich bisher noch mit manchen kostspieligen Arbeiten verbunden. Die reine Handarbeit gestaltete sich zu teuer. Die Verwendung von Erdbaggers oder anderen Transporteinrichtungen bedingte wiederum ein oftmaliges Verlegen der Gleise, auf denen sich diese Maschinen bewegen. Eine neue Methode der Abraumverteilung auf der Halde oder Kippe, wie der Abraumberg auch genannt wird, besteht in der Anwendung des Spülverfahrens. Bei diesem Verfahren übernimmt das Wasser die Tätigkeit der Handschaukel bzw. der Becher eines Baggers.

Die mit dem Abraum beladenen Selbstentladewagen werden von der Lokomotive in Serpentinlinien auf die Kippe emporgesogen. Am Umfang der Kippe sind breite, überhöhte Dämme errichtet, auf denen die Gleise für die Transportzüge verlegt sind. An mehreren Stellen der Dämme sind etwa 4 bis 5 dicke Wasserrohre etwa 1 Meter unter den Gleisen, diese rechtwinklig schneidend, eingegraben. Diesen Rohren entquellen dauernd starke Wasserstrahlen. Ein Abraumzug wird in der Weise entladen, daß der Lokomotivführer seinen Zug über diese Rohre hinwegführt. Jedesmal muß ein Wagen genau über die Wasserrohre zu stehen kommen. Ein kurzes Signal: der Zug hält. Ein Handgriff des Zugbegleiters bringt den ersten Wagen zur Entladung. Der Abraum fällt dicht neben dem Gleise vor die Wasserrohre, die, es sei nochmals betont, rechtwinklig unter dem Gleise hervorspringen. Die Wasserstrahlen spülen alsdann den Abraum gemächlich nach dem Innern der Kippe, wobei sich in der Mitte ein künstlicher See bildet, da sich die schweren Stoffe schon bald zu Boden setzen. In gleicher Weise wie der erste Wagen werden sämtliche Wagen eines Abraumzuges entleert, indem die Lokomotive jedesmal um eine Wagenlänge vorrückt. Die Entleerung eines Zuges geht auf diese Weise, wobei keine einzige Schaufel Erde von Menschenkraft bewältigt werden braucht, in einigen Minuten vor sich. Das in die Kippe gepumpte Wasser wird an der tiefsten Stelle wieder entnommen und von den Pumpen des Kraftwerkes wieder in die Rohrleitung gesandt, so daß es in dauerndem Kreislauf zum Träger eines in technischer Hinsicht äußerst rationellen Arbeitsverfahrens gemacht wird. Da die Wasserrohre, die das Erdreich wegsülen, von Zeit zu Zeit auf andere Stellen der Umfassungsdämme verlegt werden, so wächst die gesamte Spülkappe im Laufe der Zeit ganz gleichmäßig höher.

Der in den Jahren 1861 bis 1871 gebaute Mont Cenis-tunnel ist der erste durch Maschinenkraft erbohrte Tunnel. Dank der durch Preßluft angetriebenen Bohrmaschinen beliefen sich die Baukosten auf 4900 Mark für den laufenden Meter. Der ganze Tunnel mit 12,2 Kilometer Gesamtlänge kam auf 60 Millionen Mark zu stehen. Bei den später gebauten Tunnels konnten die Baukosten infolge der Verbesserung der Baumaschinen immer mehr ermäßigt werden. Der von 1872 bis 1881 erbaute 15 Kilometer St. Gotthardt-tunnel erforderte nur 48 Millionen Mark. Der laufende Meter Tunnel konnte also bereits mit 3200 Mark hergestellt werden. Beim Simplontunnel, der mit 19,8 Kilometer Länge auch heute noch der längste Tunnel der Welt ist, kam man sogar mit 2800 Mark Baukosten für den laufenden Meter aus. Die Ermäßigung der Baukosten wurde vor allem durch starke Abkürzung der Bauzeit erzielt. Rahm der 12,2 Kilometer lange Mont Cenis-tunnel über 10 Jahre in Anspruch, so konnte der 15 Kilometer lange St. Gotthardt-tunnel bereits in 8 Jahren und der rund 20 Kilometer lange Simplontunnel sogar in 6½ Baujahren vollendet werden. Seit Fertigstellung des Simplontunnels hat die Tunnelbautechnik noch weitere beträchtliche Fortschritte ge-

macht. Nicht nur durch das Gestein der Berge, sondern auch unter Flüssen hinweg wurden eine Anzahl Tunnels geschlagen, und immer größer wird auch das Netz der Untergrundbahntunnels in den Eisenstädten. Für die New Yorker Untergrundbahnbauten wurde jetzt eine riesenhafte Tunnelbohrmaschine fertiggestellt, die dem Gestein mit 500 Bohrern zugleich zu Leibe gehen soll. Die Maschine wird durch Preßluft angetrieben und ersetzt die Leistung von 1000 Arbeitern, obwohl zur Bedienung nur einige Mann erforderlich sind. Ihre Verwendung beim Untergrundbahnbau ermöglicht eine ganz außerordentliche Abkürzung der Bauzeit, worauf es der Bauleitung ganz besonders ankam.

Ebenso wie beim Braunkohlenbergbau und dem Tunnelbau ist auch bei allen anderen Arbeitsvorgängen die Ausschaltung der zeitraubenden und unzureichenden Handarbeit das Leitmotiv unserer auf größte Rationalisierung bedachten Zeit. Sogar die friedliche Backstube ist mehr und mehr zu einem Maschinenraum geworden, wo Maschinen zum Sieben und Mischen des Mehles, zum Kneten, Teilen und Formen des Teiges dem Bäcker die Arbeit erleichtern und beschleunigen und die Leistung des Betriebes vervielfachen. Selbst aus dem Backofen ist in letzter Zeit eine Maschine geworden, durch die die Brote völlig selbsttätig hindurch wandern und dabei gleichmäßig backen. Die großen amerikanischen Bäckereien hatten zuerst langgestreckte Tunnelbacköfen verwendet, bei denen der Brotteig auf der einen Seite in Blechkästen auf einem Transportband im Innern verschwand, um auf dem anderen Ende gleichmäßig gebacken und sogar gefüllt wieder zu erscheinen. Diese Tunnelöfen beanspruchten sehr viel Raum. Deshalb wird bei neueren selbsttätigen Öfen die Höhe mehr als bisher ausgenutzt. Die Backware muß dafür einen Zickzackweg durch den Ofen vollführen. Sie gelangt zunächst in einen Gärraum („Gehen des Teiges“) und darauf in den Backraum. Außerdem besitzen solche Öfen auch noch einen Vorkärmeraum für die leeren Schaufeln und einen Kühlraum. Derartige Öfen können heute schon für eine stündliche Leistung von 4000 Broten gebaut werden. Bei 24stündigem Betrieb kann also ein solcher Backofen die Bewohner einer ganz ansehnlichen Stadt mit Brot versorgen.

Ein neues Flutkraftwerk.

1923 genehmigte der französische Staat ein Projekt zur Ausnutzung der Flutkraft am Hafen von Saint Malo. Die Kosten sollen zum Teil durch Staatszuschüsse und durch Beiträge der Provinz Ile et Vilaine gedeckt werden. Man hat diese Stelle deshalb gewählt, weil gerade dort eine ziemlich starke Gezeitenaktivität besteht, die den Projektangaben zufolge ungefähr den Gezeitenunterschieden von Bristol mit 9 und Portishead mit 12 Meter gleichzustellen ist. Sie ist also vielmal größer als an unseren deutschen Küsten. Jedemfalls genügt sie zum Betrieb eines Niederdruckkraftwerks. Man baut zurzeit bei Port Saint Jean, 6 Meilen von der Rance-Mündung, einen Damm, der im Verein mit dem später bei Aber Wrac zu errichtenden Gezeitenkraftwerk die ununterbrochene Lieferung von elektrischem Strom sicherstellen soll. Der größte Unterschied zwischen Ebbe und Flut soll an diesem Teil der Küste in Ausnahmefällen bis zu 15 Meter erreichen und man errechnet, daß nach Fertigstellung des Bauwerks an dieser Stelle eine Leistung von 450 Millionen kWh herausgeholt werden kann. Diese Leistung läßt sich schon einigermaßen den größten Elektrizitätswerken an die Seite stellen.

Technische Neuigkeiten.

Ein neues Fruchtkonservierungsverfahren. Im Staate New York baut man wegen der großen Rirsenernte neuartige Gefrierwerke zur Aufbewahrung der Ernte bis zum Winter. Die Früchte werden dabei in Eiswasser gewässert, erhärtet, wodurch sie völlig Geschmack und Aroma behalten. Eine geringe Menge gemahlener Zuckers wird hinzugefügt und die Früchte werden dann je nach Bedarf in verschiedenen großen Behälter gefüllt, die verschlossen werden und in besonders gebauten Kühlräumen zur Aufbewahrung gelangen. Die Früchte werden hier durch eine Temperatur von — 10 bis 12 Grad Celsius in eine feste Masse verwandelt. Das Gefrieren behindert die Gärung des Fruchtstoffes und die niedrige Temperatur beseitigt jedwede Beschädigungsfahr der Früchte.